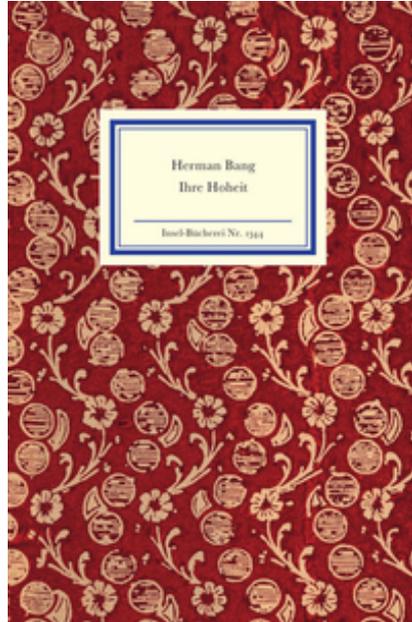


Insel Verlag

Leseprobe



Bang, Herman
Ihre Hoheit

Aus dem Dänischen übersetzt und mit einem Nachwort von Ulrich Sonnenberg

© Insel Verlag
Insel Bücherei 1344
978-3-458-19344-9



Herman Bang

Ihre Hoheit

Herausgegeben und aus dem Dänischen
übersetzt von Ulrich Sonnenberg



Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1344

© Insel Verlag Berlin 2011



I

Ihre Durchlaucht räusperte sich, lächelte noch einmal gnädig und steckte die Nase in ihr Kamelienbukett.

Das Geburtstagskomitee verneigte sich der Reihe nach und kam rückwärts knicksend zur Tür.

»Puh – man ist ja ganz erhitzt«, sagte Frau Hofapotheker. Von der Gemütsregung und dem strammen Korsett war sie rot wie ein Kupferkessel. Die Geheimrätin ging ein letztes Mal in die Knie, wie eine Kerzenflamme im Wind.

»Mon amie«, sagte die Staatsrätin zur Geheimrätin, als sie sich im Vorgemach die Galoschen anzogen, »diese Frau . . .«

»Hoheit hat ihren Willen bekommen«, sagte die Geheimrätin und schaute sich zur Frau Hofapotheker um – die ihnen den Rücken zukehrte und sich in der Ecke ein paar Knöpfe ihres Mieders öffnete. Die Geheimrätin sah aus, als würde sie etwas Unangenehmes riechen.

Sie gingen die Treppe hinunter. Frau Hofapotheker steckte dem Pförtner einen Taler zu. Dem Haiducken hatte sie zehn Mark gegeben. Das Geburtstagskomitee stapfte mit über den Galoschen gerafften Röcken durch die Allee nach Hause. Frau Apotheker lief schnaufend hinterdrein.

»Ja«, sagte sie, »das war das Geld wert.« Sie hatte das Bukett allein bezahlt.

Die Röcke der Geheimrätin flogen indigniert auf, sodass ihre nackten, langen Beine zu sehen waren, bis dahin, wo die Anatomie sich eine Wade vorstellt.

Ihre Hoheit blieb einen Augenblick stehen. Dann ließ sie das Bukett herabsinken, unendlich müde. Als sie sich umdrehte, fiel ihr Blick auf die Hofdame, Ihre Hoheit lächelte noch einmal – beim Anblick gewisser Dinge zeigte sich um den Mund Ihrer Hoheit stets ein gnädiges Lächeln, das allerdings nie ihre Augen erreichte, sie blieben müde und grau – und entließ sie mit einer Handbewegung.

Prinzessin Maria Carolina ging allein durch die Gemächer.

Es war eine lange Reihe von Zimmern. Sämtliche Türen standen offen, vor den Fenstern hingen weiße Vorhänge, die Luft in diesem Halbdunkel war stickig wie in einem Museum.

Prinzessin Maria Carolina blieb in den Galaräumen stehen und sah sich um.

Die mit weißen Überwürfen verhüllten Galamöbel waren in starren Reihen an den Wänden aufgestellt. Rundum auf den Konsolen und Tischen prangten große angestaubte Prachtvasen und alte Stutzuhren, die nicht mehr gingen und nur noch still und tot dastanden. Von den Decken lächelten aus blauen Wolken korpulente Rokoko-Damen in roten Gewändern.

Sogar im Halbdunkel wirkte diese Pracht sonderbar verblichen und pauvre. Die vergoldeten Zierleisten der Wandfelder waren stumpf und rundherum abgeblättert. Die großen Spiegel hingen verkratzt und mit blinden Flecken in ihren Louis-Quinze-Rahmen.

Prinzessin Maria Carolina trat an einen der Spiegel; sie hatte bisher nie bemerkt, dass seine Fläche aus drei verschiedenen Gläsern zusammengesetzt war. Lange betrachtete sie diesen Spiegel, in jeder Ecke saß das herzogliche Wappen. Es handelte sich um eine alte Brautgabe der Residenzbeamten an jemanden aus ihrer Familie. Sie bemerkte das Bild darin: Man konnte durch die Türen in die Säle sehen. Unter der Decke hingen drei

mit Tüchern verhüllte Kronleuchter wie schlaffe, halbleere Luftballone in einer Reihe.

Auf der Konsole stand eine Sèvresvase. Sie war an der dem Spiegel zugewandten Seite gekittet.

Im nächsten Saal hingen ein halbes Dutzend von Prinzessin Maria Carolinas Vorfahren, den regierenden Herzögen. An Sonntagen bat der Schlosskastellan Ihre Hoheit bisweilen um die besondere Erlaubnis, die Bilder einigen Besuchern zeigen zu dürfen. Meist waren es Bauern oder Schulkinder unter der Führung ihres Lehrers. Still gingen sie durch die Säle und wagten nicht, laut zu sprechen; sie flüsterten leise, sperrten die Augen auf und schubsten sich. Ehrfürchtig starrten sie die Bilder ihrer Landesväter an und nannten die Namen mit einer besonderen Betonung, wie die der Heiligen in ihren Gebeten.

Prinzessin Maria Carolina betrat den Saal und betrachtete ihre Ahnen. Man hatte sie in Hoftracht gemalt, in großen Posen, mit der Hand auf einem juwelenbesetzten Degengriff. Bei einigen lag eine Krone auf einem roten Samtkissen auf dem Tisch. Ein anderer hielt eine Papierrolle wie einen Kommandostab in der ausgestreckten Hand.

Prinzessin Maria Carolina zog einen Vorhang hoch und betrachtete die Gemälde lange. Man hatte sie erst kürzlich aufgefrischt, die grellen Farben leuchteten. Sie sah in die Gesichter.

Alle hatten denselben Ausdruck: Mit leeren Parademienen standen sie da, in all ihrem Samt, steif und leblos.

Ihre Hoheit seufzte. Meister waren es nicht gewesen, die ihre Vorväter gemalt hatten.

Als Ihre Hoheit ihr eigenes Gemach betrat, riss sie hastig das große Fenster auf, als würde sie dringend frische Luft benötigen. Sonnenwarme Frühlingsluft schlug ihr entgegen. Sie

setzte sich und schaute hinaus, den Kopf in ihre Hände gestützt.

Nach langen Regenschauern war das Frühjahr plötzlich gekommen. Frisch breitete sich das feine Grün über die Grasflächen, die Knospen der Bäume waren halb aufgesprungen. Man nahm den ersten zarten Duft der Kastanien und den frischen Geruch der warmen, fruchtbaren Erde wahr.

Ihrer Hoheit kam es vor, als hätte sie noch nie alles so jung und so heiter gesehen. Der Himmel war so klar und unendlich hoch. Maria Carolina hatte den Eindruck, als ob alles leuchtete, die Büsche, der frische grüne Rasen, die Bäume und der Horizont . . .

Die Spatzen nisteten sich in den Ulmen ein. Und beim Atmen ließ sich der würzige Duft der Johannisbeerblüten ahnen.

Prinzessin Maria Carolina schloss die Augen, als würde sie geblendet; und ohne dass es ihr bewusst war, brach sie in ein nervöses Weinen aus, die Tränen liefen ihr über die Wangen.

Sie verspürte diesem Licht und Leben gegenüber ein Unbehagen, beinahe so stark wie einen physischen Schmerz. Als ob das Frühjahr sie plötzlich überwältigte. Benommen blickte sie durch die Tränen in die flirrende Luft, und die blauen Linien der fernen Höhen wogten vor ihren Augen.

Die Prinzessin stand auf und schloss das Fenster. Sie zog die langen Stores vor und setzte sich in das halbdunkle Zimmer. Sie wusste selbst nicht, warum sie noch immer weinte. Sonst weinte Ihre Hoheit nur am Sonntag in der Kirche.

Sie schaukelte hin und her und hatte ständig nur ein und dasselbe Bild vor Augen – sie wusste nicht, weshalb und woher es kam. Seit Jahr und Tag hatte sie nicht ein einziges Mal an ihren Onkel gedacht, Prinz Otto Georg, seit Jahr und Tag nicht

mehr. Und nun sah sie ihn, als wäre es gestern gewesen, so oft hatte sie als Kind neugierig auf den Zehen hinter seinem Stuhl gestanden und in Onkel Otto Georgs Feuer gestarrt.

Onkel Otto Georg legte die Holzscheite im Kamin zurecht; dann schlug er vorsichtig mit seinem kleinen Feuerzeug Feuer und zündete das Reisig unter den Holzstücken an. Die Flammen züngelten und die Flammen loderten. Der Onkel starrte mit seinen blanken toten Augen hinein, das Kinn in den Händen begraben.

Maria Carolina wagte nicht, Onkel Otto Georg anzusprechen. Sie kniete stumm neben seinem Stuhl und blickte in das Feuer des Kamins. Bisweilen bemerkte der stille Prinz, dass das Kind dort lag; und Maria Carolina spürte, wie die weichen Hände Onkel Otto Georgs ganz sachte über ihr Haar glitten. Es war ein so sanftes und behutsames Streicheln, hin und zurück – lange. Manchmal schief Maria Carolina ein, den Kopf an die Stuhllehne des Onkels gelehnt; und manchmal begann sie zu weinen.

Onkel Otto Georg nahm ihren Kopf in die Hände, und mit seiner seltsam müden Stimme, die nur einen Tonfall kannte, sagte er: *«Qui – mon enfant . . . mon pauvre enfant.»*

Er hielt ihren Kopf, sah sie mit seinen toten Augen an, und murmelte immer wieder in diesem Ton: *«Qui – mon enfant . . . mon pauvre enfant . . .»*

Onkel Otto Georg erhob sich und schlich lautlos ins nächste Zimmer, wobei sein hübscher Kopf mit dem weichen hellen Bart wackelte. Und zündete dort, vorsichtig wie ein Dieb, mit seinem kleinen Feuerzeug im Kamin das Feuer an und sah mit seinen Glasaugen in die Flammen . . .

Im Sommer verbrachte Onkel Otto Georg den ganzen Tag im Garten bei seinen Blumen. Wie sehr er seine Rosen liebte.

Er umfasste ihre Kelche mit beiden Händen, schaute stundenlang still auf die Blüten und lächelte . . .

Maria Carolina kam mit ihrer Gouvernante vorbei . . . Onkel Otto Georg bemerkte sie nicht. Er beugte sich mit wackelndem Kopf über seine Rosen und lächelte.

Die Gouvernante unterbrach ihr ewiges Examinieren, knickte dreimal hinter Prinz Otto Georgs Rücken und schlug auf dem Weg einen kleinen Bogen – Mademoiselle Leterrier fürchtete sich immer vor Onkel Otto Georg –, und Maria Carolina schlich still vorbei . . . Sie gingen hinauf zur Terrasse . . .

Mademoiselle Leterrier unterrichtete Maria Carolina oft auf der Terrasse. Man überblickte von dort die gesamte Residenz mit ihren Schornsteinen und roten Dächern, dem Kirchturm, dem kleinen Fluss mit den beiden Brücken und der roten Kaserne, dem größten Gebäude der ganzen Stadt.

Das Panorama erleichterte Mademoiselle Leterrier den Unterricht.

Sie war von Vokabeln umgeben.

Bäume und Häuser, die roten Dächer, der Rauch der Schornsteine, der in die blaue Luft stieg, die kleinen Wolken am Himmel, die Linden und die Blumen zwischen den Stämmen und den mit grünem Moos bedeckten Baumstümpfen, die Vögel, die in den Bosketten sangen, und die Mücken, die umherwirrten – für Mademoiselle Leterrier waren das alles nur Vokabeln.

Vokabeln und Anknüpfungspunkte. Mademoiselle Leterriers Unterricht basierte auf Anknüpfungspunkten: Ihre Methode ging vom wirklichen Leben aus. Auf der Terrasse schwelgte Mademoiselle Leterrier in Anknüpfungspunkten.

Ein Spatz ließ sich von einem Ast auf den Boden fallen und wälzte sich im Staub der Terrasse.

Mademoiselle Leterrier blieb stehen und schaute auf den Spatz wie auf eines der sieben Weltwunder: »*Ah – le petit oiseau . . . Comme il est beau, le petit oiseau . . .*«

Mademoiselle Leterrier war sehr neugierig und wollte wissen, was für ein »*petit oiseau*« es wohl sein mochte . . .

Maria Carolina ließ die Schultern hängen; vollkommen teilnahmslos blickte sie auf Mademoiselle Leterriers »piepsendes« Wunder.

»Oh – es ist eine Goldammer . . . Eure Hoheit wissen es vermutlich«, (Ihre Hoheit wusste alles . . .) » . . . eine Goldammer.«

Mademoiselle Leterrier war mitten in der Naturgeschichte. Sie endete mit der Anekdote von Apeles und den Vögeln. Mademoiselle Leterriers Unterricht war reich an Anekdoten.

»Eure Hoheit«, sagte Mademoiselle Leterrier, wenn Maria Carolina für Ihre Hoheit die Herzogin eine von Lafontaines Fabeln heruntergeleiert und Ihre Hoheit die Herzogin in ihrem schleppenden Französisch ihrer Zufriedenheit Ausdruck verliehen hatte: »Eure Hoheit, die Kunst des Unterrichtens ist die Kunst, Interesse zu wecken.«

Mademoiselle Leterrier äußerte sich bei feierlichen Gelegenheiten in Sentenzen, die sie als Zitate von Jean-Jacques Rousseau ausgab.

Mademoiselle Leterrier und Maria Carolina gingen auf der Terrasse weiter. Mademoiselle Leterrier war jetzt bei der Botanik angelangt . . . Sie sprach über den Aufbau der Blätter.

»Eure Hoheit wissen, dass die Zellen . . .«

Mademoiselle Leterrier vertiefte sich in alles, was Ihre Hoheit über Zellen wusste.

Maria Carolina lief schweigend neben der Gouvernante her.

Sie sagte selten etwas anderes als »ja« oder »nein«. Und selbst das sagte sie nicht sonderlich lebhaft. Ihre Hoheit verriet nicht, wie viel sie über die Zellen wusste.

Hin und wieder trat sie an den Rand der Terrasse. Von unten war das laute Läuten einer Glocke zu hören. Es war die Pausenglocke des herzoglichen Waisenhauses.

Wenn Maria Carolina sich ein wenig über die Brüstung beugte, konnte sie auf den Spielplatz des Waisenhauses herabsehen. Dort unten tobten die Kleinen in ihren Leinenkitteln, sie lachten und kreischten und spielten »Letzten abschlagen« . . . Es klang, als würden sie jubeln.

Maria Carolina blickte lange über die Brüstung.

Mademoiselle Leterrier fand einen neuen Anknüpfungspunkt. Müde ließ Maria das Geländer los und folgte der Gouvernante.

Unten wurde gesungen. Maria Carolina kannte das Lied.

Es war das Spiel, bei dem man sich in einem Kreis drehte: Ein Kind stand im Kreis, breitete seine Schürze aus und kniete nieder, ein anderes kam dazu und kniete ebenfalls, dann fassten sie sich an den Händen und tanzten im Kreis – und die anderen tanzten um sie herum.

»Der Mönch geht auf der Wiese«,

sangen sämtliche Kinderstimmen im Chor.

»Ihre Hoheit wird fragen«, sagte Mademoiselle Leterrier, die noch immer über Botanik sprach. Mademoiselle Leterrier sagte oft: »Ihre Hoheit wird fragen . . .«

Es war eine Formel.

Aber Maria Carolina fragte nicht. Mademoiselle Leterrier fragte an ihrer Stelle. Maria Carolina interessierte es kaum. Mit matten Augen in ihrem eigentümlich grauen und greisen-

haften Gesicht ging sie artig neben ihrer Gouvernante und antwortete »ja« und »nein«.

Mademoiselle Leterrier hörte falsche »Jas« und »Neins«. Sie wurde ärgerlich.

»Eure Hoheit haben keinen rechten Sinn für die Natur«, sagte sie.

Unten sangen sie – und wie sie sangen!

Ja, danach tanzten sie – jetzt!

»Ei, wie lustig wir tanzen, ich und du –
Als hätten wir weder Strümpfe noch Schuh –
Als hätten wir weder Strümpfe noch Schuh . . .«

Mademoiselle Leterrier hatte einen Ameisenhaufen entdeckt. Sofort war Mademoiselle Leterrier in »Sanssouci«. Es war eine alte Gewohnheit von Mademoiselle Leterrier, sich mit Sanssouci zu beschäftigen. Ihre frühere Schülerin stammte aus dem Hause Hohenzollern. Mademoiselle Leterrier hatte ihren Unterricht auf Friedrich den Großen ausgerichtet.

Nun war sie in ihrem Element: Mademoiselle Leterrier fand plötzlich sämtliche Anknüpfungspunkte in Sanssouci.

Es war eine alte Angewohnheit. Doch Mademoiselle Leterrier besaß Geistesgegenwart – die Herzogin stammte aus dem Hause Österreich: Geschickt leitete sie zu Schönbrunn über und schloss mit Maria Theresia.

Wenn Mademoiselle Leterrier bei Maria Theresia angelangt war, machte sie eine Pause. Schweigend gingen Gouvernante und Schülerin nebeneinander her.

Höchstens eine einsame Vokabel belebte die Stille.

Maria Carolina wiederholte die Vokabel mit ihrer gelangweilten Stimme.

»*La pelouse – Votre altesse le sait . . .*«

»*Qui – mademoiselle – la pelouse.*«

Unten war die Pause vorbei. Die Glocke erklang und der Kinderlärm erstarb in geschäftigem Summen.

Mademoiselle Leterrier und Carolina hatte das Ende der Terrasse erreicht. Das Waisenhaus lag direkt unter ihnen. Maria Carolina sah zwei kleine erschrockene Trödellesien über den Hof zur Tür hineinlaufen . . . Durch die geöffneten Fenster hörte man oben aus dem Klassenzimmer die Stimmen der Lehrerin und der Kinder, die im Chor buchstabierten . . .

Maria Carolina ließ die Schultern hängen, während sie zuhörte.

»Eure Hoheit muss sich gerade halten« – Maria Carolina fuhr zusammen und richtete sich auf – »Eure Hoheit halten sich schrecklich . . . Eure Hoheit muss wieder eine Bandage tragen . . .«

Maria Carolina wurde ihrer Haltung wegen alle halbe Jahre für ein paar Monate in ein Eisenkorsett geschnürt.

Mademoiselle Leterrier war müde. Sie setzten sich auf eine Bank zwischen den Bäumen.

Die kleinsten Mädchen des Waisenhauses gingen vorbei. In einer langen Reihe liefen sie ihrer Pflegemutter hinterher und schnatterten in ihren gelben Kitteln wie eine Schar kleiner Entchen; die weißen Hauben hatten sie fest um ihre roten runden Gesichter gebunden.

Maria Carolina sah sie kommen, in Zweierreihen, eng umschlungen, plaudernd und tuschelnd liefen sie hierhin und dorthin . . . Sobald sie an der Bank vorbeikamen, verstummten sie, grüßten mit kleinen würdevollen Knicksen und gerafften Röcken und starrten Maria Carolina mit großen runden Augen an.

Ein paar von den Kleinsten stolperten, als sie knicksten, weinend lagen sie am Boden, rappelten sich auf und knicksten noch einmal, während ihnen die Tränen über die Wangen liefen . . .

Maria Carolina saß beschämt und mit rotem Kopf auf der Bank und dankte mit einem Kopfnicken.

Die kleinen Mädchen waren weitergegangen. Sie summten vor sich hin, stellten sich im Kreis auf und kamen nicht recht voran – doch ihre Stimmen klangen in der Allee wie Gesang.

Mademoiselle Leterrier sah auf die Uhr. Es war Zeit für den Tanz- und Bewegungsunterricht Ihrer Hoheit.

Maria Carolina stand auf und folgte der Gouvernante. Im Rosengarten beschäftigte sich Prinz Otto mitten in der Sonne still mit seinen Rosen. Maria Carolina und Mademoiselle gingen an ihm vorbei: Der Tanzunterricht Ihrer Hoheit fand im kleinen Ballsaal statt, Ihre Hoheit die Herzogin persönlich überwachte Maria Carolinas Tanz- und Bewegungsunterricht. Der alte Lehrer war ein ausgedienter Ballettknochen mit Vtermörder und vielen gestelzten Verbeugungen.

Prinzessin Maria Carolina tanzte Quadrille mit drei Stühlen. Der Gestelzte schwitzte über den ›Mördern‹, während er seiner Violine ein dürres Gefiedel entlockte. Ihre Hoheit war verzweifelt: Prinzessin Maria Carolina fehlte es gänzlich an Grazie.

»Zurück – vor – eins, zwei, drei . . . Kompliment . . . Man sieht den Herrn dabei an . . . Da – da – der Herr zur Linken.« Prinzessin Maria Carolina kämpfte sich verzweifelt um ihre drei Stühle. Der Balletttänzer spielte und sein ganzer Körper schlug den Takt dazu.

»Da – da – drei, Eure Hoheit . . . der Herr zur Rechten, das rote Band, der Herr rechts . . .«, rote und blaue Bänder an

den Stühlen sollten Maria Carolinas Einfühlungsvermögen unterstützen, »... zwei, drei, Kompliment ...«

Die Ballettantiquität hüpfte wie ein Harlekin in der Pantomime, während er die Fidel traktierte.

»Gut – gut – eins, zwei, drei, der Herr links ...«

Maria Carolina verneigte sich erneut vor dem roten Band.

»Nein – nein – eins, zwei, drei, der Herr zur Linken ...«

»Die Handgelenke«, rief Ihre Hoheit. »Herr Pestalozzi, diese abgeknickten Handgelenke! Und was für ein Kompliment ... dieses Kompliment!«

Ihre Hoheit die Herzogin eilte auf den Tanzboden.

»Noch einmal ...«

Prinzessin Maria Carolina verbeugte sich noch einmal, mit gekrümmtem Rücken.

»Diese Haltung – und dieser Rücken ... Noch einmal ...«

Ihre Hoheit sang mit.

Prinzessin Maria Carolina verneigte sich mit stierem Blick vor ihren drei Stühlen ...

»Ein grässliches Kompliment – einfach grässlich.« Ihre Hoheit weiß einfach nicht mehr weiter: »Die Prinzessin geht so krumm, als würde sie Wassereimer schleppen.«

Herr Pestalozzi trocknet sich mit einem Taschentuch, das so sauber ist wie ein alter Schminklappen – es rieselt regelrecht von Herrn Pestalozzi herab.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Carolina starrt vor sich hin.

Ob Mademoiselle Leterrier sich erlauben dürfte, etwas zu sagen – Mademoiselle Leterrier häkelt Einsätze in der Ecke, Mademoiselle Leterrier häkelt Einsätze für ihre jungfräulichen Negligees –: »Prinzessin Ernestine wurde nachts im Bett festgeschnallt ... sodass sie sich nicht bewegen konnte ... Ihre Hoheit Prinzessin Ernestine lag vollkommen gerade ...

Es hat Ihrer Hoheit Prinzessin Ernestine erstaunlich geholfen . . . Es waren die Arme, die man festschnallte . . .«

Ihre Hoheit die Herzogin fand das etwas stark . . . Ihre Hoheit Prinzessin Maria Carolina könnte versuchen, ein paar Stunden mit einem Lineal zu gehen. In ihrer Kindheit hatte Ihre Hoheit die Herzogin tagsüber selbst ein Lineal getragen.

Die Ballettantiquität begann wieder zu spielen.

Prinzessin Maria Carolina tanzte Walzer mit einem roten Schemel.

Ihre Hoheit die Herzogin erhob sich, um zu gehen. Sie musste zu ihrem Malunterricht. Ihre Hoheit die Herzogin malte. Stets etwas rundes Weißes in sehr viel Blau. Ihre Hoheit spendete dieses Weißblau für Basare. In den Spendenverzeichnissen wurden diese Geschenke folgendermaßen spezifiziert: Ihre Hoheit die Herzogin, ein Gemälde: ›Seerosen auf dem Wasser schwimmend‹.

In allen Wohnzimmern der Residenz hingen ›Seerosen auf dem Wasser schwimmend‹.

Außerdem hatte Ihre Hoheit die Herzogin Hunger. Ihre Hoheit die Herzogin genoss regelmäßig alle zwei Stunden eine Mahlzeit.

Prinzessin Maria Carolina verbeugte sich vor ihrer Mama.

Die Tage vergingen, einer wie der andere. Ihre Hoheit hatte Unterricht, und Ihre Hoheit hatte Freizeit und ging mit Mademoiselle spazieren. Ihre Hoheit war schrecklich ungeschickt und hatte große rote Hände.

In den Konversationsstunden ging Ihre Hoheit mit einem Lineal.

Nach der Tafel unternahm Ihre Hoheit die Herzogin eine

Ausfahrt. Prinzessin Maria Carolina saß auf dem Rücksitz und nickte dem Volk zu.

Sie fuhren stets denselben Weg, durch die Hauptstraße der Residenzstadt zum ›Italienischen Schloss‹.

Die Hofdame unterhielt Ihre Hoheit die Herzogin; die Hofdame wusste über jeden, dem sie begegneten, eine Geschichte zu erzählen.

Im ›Italienischen Schloss‹ trank die Herzogin Schokolade. Dann kehrten sie nach Hause zurück.

Prinzessin Carolina war sehr müde, wenn sie abends zu Bett ging und Mademoiselle Leterrier ihr die Handschuhe an den Handgelenken festgebunden hatte, wegen der roten Hände.

Mademoiselle Leterrier konnte sich für die Sommerhitze nicht recht begeistern. Sie nickte regelmäßig ein wenig ein, wenn sie – *via Sanssouci* – zu *cette illustre impératrice* gekommen war. Maria Carolina rückte auf der Bank ein Stück von ihr ab, vorsichtig, aus Angst, sie zu wecken. Es waren Maria Carolinas schönste Stunden, wenn Mademoiselle Leterrier ein wenig eingnickt war.

Es war so still – nicht ein Laut war im Garten zu hören. Still lagen die grünen Bäume des Parks, das Schloss und die Stadt in der Sonne.

Eine Biene flog summend in den Schatten der Terrasse und surrte wieder hinaus in die helle Sonne.

Es war so schön, hier in Frieden zu sitzen, beinahe, als säße sie hier allein.

Bei jedem Geräusch warf sie Mademoiselle Leterrier einen ängstlich-verstohlenen Blick zu. Die Kinder aus dem Waisenhaus kamen vorbei und knicksten; auf der Terrasse – Ihre Hoheit die Herzogin hatte ihnen an ihrem Namenstag allergnä-

digst dort einen Spielplatz mit Schaukel, Balancierbalken und Wippe geschenkt – lachten und lärmten sie.

Mademoiselle Leterrier schlief fest.

Maria Carolina stand leise von der Bank auf und schlich zur Terrasse. Wenn die Kinder schrien, fuhr sie zusammen und drehte sich um.

Hinter einem Baum schaute Maria Carolina ihrem Spiel zu.

Sie standen paarweise in einer langen Reihe und wandten ihr den Rücken zu . . . Ja – sie spielten ›Witwe‹ . . .

Maria Carolina kannte all ihre Spiele: ›Mönch‹ und ›Kobold‹, ›Letzten abschlagen‹ und ›Prinzessin im Käfig‹.

Juchzend liefen sie um die Schaukel. »Fang sie dir – jetzt fang sie schon« . . . Ah ja, die dicke Martha war die Witwe . . .

Überall kreischten die Kleinen. Sie spielten ›Versteck‹, stellten sich mit den Gesichtern an die Bäume, schrien, wenn sie gefunden wurden, liefen davon, wurden abgeklatscht und strampelten, dass man unter den Röcken ihre runden hellroten Beine sah . . .

Die Älteren waren müde. Sie setzten sich in langen Reihen auf die Bänke, umschlangen sich und verfielen in schaukelnde Bewegungen. Einige begannen zu singen.

Alle sangen mit, während sie ihre Körper hin und her schaukelten.

Auch die Kleinen stimmten ein und sangen mit ihren hohen, schrillen Stimmen die erste Strophe. Ein kleines goldlockiges Etwas war gefallen und saß weinend auf der Erde. Sie sang, wobei sie Tränen und Dreck in ihrem Gesicht verschmierte.

Maria Carolina ging still zurück zu ihrer Gouvernante.

Eines Tages waren die ganz kleinen Mädchen allein.

Sie spielten all die Spiele der Großen, konnten sich aber nicht so genau daran erinnern, und mit hochroten Köpfen ge-

rieten sie aneinander wie kleine Streithähne, schmolten und waren beleidigt . . .

Maria Carolina schlich hinter ihrem Baum hervor.

Sie beugte sich über ein kleines Küken, das schluchzte und sich die Augen rieb. »Soll ich helfen?«, sagte sie.

Die Kleine blickte auf und starrte sie einen Moment an. Dann riss sie sich los und lief davon . . . Auch die anderen bemerkten Maria Carolina und begannen zu knicksen und sich an die Schürzen zu fassen; und sich gegenseitig schubsend, zogen sie sich rückwärts unter die Bäume zurück.

Maria Carolina stand allein, mitten auf dem Platz. Sie hatte einen hochroten Kopf.

»Wollt ihr spielen«, sagte sie und trat ein paar Schritte vor.

Die Kinder antworteten nicht. Mit dem Finger im Mund drängten sie sich aneinander. Einige knicksten noch immer.

»Wollen wir nicht spielen?«, fragte sie noch einmal, aber leiser.

Sie erhielt keine Antwort, nur ein leises Wimmern.

»Lasst uns ›Mönch‹ spielen«, sagte Maria Carolina und ging dichter heran.

»Kommt.«

Sie nahm ein kleines Mädchen an die Hand. »Du musst mich halten«, sagte sie.

Die Kleine sträubte sich und begann zu weinen. Sie verschwand im Kreis der anderen, die sie verstohlen ansahen und die Nase hochzogen – als wollten sie alle gleich losheulen.

»Aber – wir wollen doch Mönch spielen«, sagte Maria Carolina.

Sie fasste eine andere am Arm; die Kleine schrie, als hätte sie ein Messer an der Kehle.

Maria Carolina ließ sie los. Sie schaute noch einen Moment